

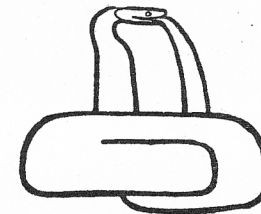
DIE BUECHEREI MAIANDROS

eine Zeitschrift von 60 zu 60 Tagen

herausgegeben von

Heinrich Lautensack/Alfred Richard Meyer/Anselm Ruest

im Verlag von Paul Knorr/Berlin-Wilmersdorf



Das IV. und V. Buch

1. Mai 1913

D E R M I S T R A L

e i n e l y r i s c h e A n t h o l o g i e

DIE BUECHEREI MAIANDROS

eine Zeitschrift von 60 zu 60 Tagen

herausgegeben von

HEINRICH LAUTENSACK
ALFRED RICHARD MEYER
ANSELM RUEST

Verlag, Druck, Expedition
PAUL KNORR, BERLIN-WILMERSDORF
Uhlandstraße 87. Konto Deutsche Bank, Depositenkasse UV
Telefon: Amt Pfalzburg 9782

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind an Dr. ANSELM RUEST, Berlin-Friedenau, Südwestkorso 11 zu richten.

Die Zeitschrift ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen und wird u. a. in Berlin ständig vorrätig gehalten bei HAPKE und SCHMIDT, Charlottenstraße 51, EDMUND MEYER, Potsdamerstraße 27b, REUSS und POLLACK, Potsdamerstraße 118c, Buchladen Kurfürstendamm 210.

In Leipzig vertreten durch die Buchhandlung FR. L. HERBIG, in München durch den Verlag HEINRICH F. S. BACHMAIR.

Der Preis des einzelnen Buches beträgt Mk. 1.—
des ganzen Jahrganges von 6 Büchern Mk. 5.—

Das erste Buch Maiandros enthält die Novelle TERESA UND WOLFGANG von SAMUEL LUBLINSKI; das zweite EKSTATISCHE WALLFAHRTEN (Semilasso in Afrika / Via Crucis) von ALFRED RICHARD MEYER und HEINRICH LAUTENSACK, mit zehn Zeichnungen von R. GEORG WALTER RÖSSNER, einem alten Holzschnitt und von MAX BECKMANN einer Lithographie; das dritte APOLLODOROS, über Lyrik einen Dialog von ANSELM RUEST, mit sechs Holzschnitten von A. SEGAL.

Alle Papiere für diese Zeitschrift liefert die Firma S. L. CAHEN, Berlin C, Wallstr. 21/22, die Clichés die Firma EDM. GAILLARD, Berlin SW., Kreuzbergstr. 30.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. Für die Redaktion verantwortlich: Dr. ANSELM RUEST, Berlin-Friedenau.

DAS BEIBLATT

DER BUECHEREI MAIANDROS

einer Zeitschrift von 60 zu 60 Tagen

herausgegeben von H. Lautensack / A. R. Meyer / A. Ruest

IV.-V. Buch

1. Mai 1913

An Stelle eines Vorwortes.

Der Mistral — Nietzsches Worte: Tanzen wir gleich Troubadouren zwischen Heiligen und Huren, zwischen Gott und Welt den Tanz! fanden sich wie von selbst als Motto — ist, wie der Untertitel besagt, nichts als eine zeitgenössische Anthologie. Sie hat weder den Ehrgeiz, ein Manifest zu sein, noch den verdienstlichen Benzmann-Bethge-Sammlungen Konkurrenz zu machen, die, schon weil sie gewissen Belehrungszwecken des Publikums dienen sollen, notwendigerweise durch die mannigfachsten Rücksichtnahmen beschränkt sind. Vielmehr war es unsere Absicht, einzig ästhetische Gründe sprechen zu lassen, um einmal aus den gleichzeitigen und dennoch wieder verschieden abgestuften Jahrgängen der Gegenwart ein wirklich charakteristisches Bild unserer modernen Lyrik zu erhalten. Hieraus ergibt sich von vornherein, daß numerische Vollständigkeit so wenig im Vordergrund unseres Interesses stehen konnte, wie sie andererseits der Natur der Sache nach auch schwerlich je erreichbar wäre. Man wird unter unsern mehr denn einhundert Mitarbeitern ebenso die negativen Größen gewisser augenblicklich aktueller Gruppen vermissen, wie jene anerkannten Pole Stefan George, Rainer Maria Rilke, die ja aus prinzipiellen Gründen eine Beteiligung an Anthologien ablehnen. Auch unsere erste Absicht, den Mistral als europäisches Zeitbild zusammenzustellen, erwies sich leider als zu weit über den Rahmen unserer Bücherei hinausgehend. Wir sprechen daher nochmals an dieser Stelle denjenigen unsern Dank aus, die sich bereits in dieser Beziehung liebenswürdig für uns verwandten, und zwar: Paul Zech (Holländer und Vlamen), Otto Pick (Tschechen), Johannes von Guenther (Russen), Friedrich Stieve (Schweden), Else Hadwiger (Italiener, Engländer), H. Buriot-Darsiles (Franzosen), Heinrich Horvát (Ungarn), Marek Scherlag (Polen) u. a.

Der Mistral soll als ständiges Jahrbuch erscheinen und wird für die Folge weniger die Zusammenhänge der Dichterjahrgänge 1862 und 1882 dartun, vielmehr in erster Linie ein Vorkämpfer für die Jugend sein. Schon heute ergehe unsere Einladung an alle, die sich stark genug wissen, der Lyrik wirklich neue Werte zuzuführen. Selbstverständlich werden wir uns hüten, für unser Urteil päpstliche Unfehlbarkeit zu beanspruchen; müssen es vielmehr nach dieser unserer ersten Sammlung den Einsendern überlassen, unsere ästhetischen Anforderungen hoch oder niedrig einzuschätzen. Wir wissen sehr wohl, daß wir uns bereits

Heil des Lebens liegt niemals im Extremen, sondern in seiner Beherrschung von der Mitte her, einer Mitte, deren Magie z. B. der futuristische Schwarmgeist erfährt, aber nicht versteht. — Ein siegreicher Angriff auf tote Identität ist noch lange keine Niederlage der lebendigen. Aber diese lebendige ist kein Extrem, kein Superlativ. Dieses anarchisch Freie ist der Krystallisationskern aller (stets in sich extremen!) Gesetzlichkeit. Der élan klingt extrem, er ist aber medial, neutral, polar indifferent.
Dr. S. Friedlaender.

Freischärler. Von René Schickele. Diese Woche habe ich's mit dem Peter Scher. Von dem ist in den Lyrischen Flugblättern „Holzbock im Sommer und andere aktuelle Lyrik“ erschienen. Damit habe ich's diese Woche.

Um bei der Wahrheit zu bleiben, will ich nicht sagen: immer — aber meistens, ja, meistens ist in der linken Brusttasche meines Ueberziehers ein lyrisches Flugblatt des Verlages A. R. Meyer zu finden. Wenn ich in der Elektrischen fahre, hole ich's heraus, gleich nachdem die Lektüre des Mittag- oder Abendblattes beendet ist. Manchmal mit der imperatorischen Gelassenheit des Spießers, der in stiller Zurückgezogenheit seine Zeitung entfaltet: erfreut, weil ein vielgelesener und, wenn man ihn nur mit Liebe besieht, auch wohl recht bedeutender Kollege den Konjunktiv richtig anwandte. Auch daß Fritz Engel noch immer dem Filmzauber widersteht, macht mich oft glücklich. Und welche wohlgelungenen Feuilletons gibt es sonst noch, gar nicht zu reden von der eindringlicheren Naturbeobachtung eines Paul Schüler, dem selbst ein anerkannter Klassiker wie Holzbock nur selten nahe kommt. Mit solchen Gefühlen lege ich das Abendblatt unter mich, manchmal. Andere Male hastig wie einer, der von einem als nicht ganz sauber befundenen Fräulein im Sturmschritt zum nächstgelegenen Bade eilt.

Und dann hole ich das Flugblatt aus der linken Brusttasche.

Vorige Woche bin ich mit dem schwermütigen Excentric Lichtenstein gerüstet. Das ist der Lichtenstein, der auf die Feststellung Wert legt, daß er in Wilmsdorf wohnt. Vielleicht um die allerdings naheliegende Vermutung zu zerstören, daß seine Gedichte dem babylonischen Genußleben von Rothenburg ob der Tauber abgelauscht seien.

„Die tote Sonne hängt an Häusern breit und dick.
Vier Weiber quietschen spitz vor einer Bar.
Ein Droschkenkutscher fällt und bricht sich das Genick.
Und alles ist langweilig hell, gesund und klar.“
Die Komik dieser Sachlichkeit ist nicht zu übertreffen.
„In Rummelplätzen, wo Athleten ringen,
wird alles dunkler schon und ungenau.
Ein Leierkasten heult und Küchenmädchen singen.
Ein Mann zertrümmert eine morsche Frau.“

Diese Berliner Referate sollte Claire Waldoff kaltbreiig aus ihren Mundwinkeln rinnen lassen. Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), verehrtes gnädiges Fräulein, macht Gedichte, die Ihnen auf Ihre unsagbar vollendete Berliner Schnauze gedichtet sind. Die Guilbert fand ihren Aristide Bruant. Bitte bedienen Sie sich bei Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf).

Ein anderes Gedicht nahm mich nach der Lektüre eines Leitartikels wie ein Krahn und entfernte mich wonnig Baumelnden vom Boden der neuesten deutschen Weltanschauung, die kurz die „gemeinsame“ oder „christlich-konservative“ genannt wird. Weshalb sich neuerdings auch

Herr O. A. H. Schmitz darauf gestellt hat. Es war eine Abendlandschaft, gesehen von Augen, davor die Erscheinungen in wüstem Lauf und berauschter Drehe vorbeiziehen (wie vor den stärker, fanatischer blickenden des jungen Malers Ludwig Meidner) von solchen Augen: im Körper eines Berliner Bierkutschers.

Diese Woche habe ichs, wie gesagt, mit dem Peter Scher. Im „Simplizissimus“ schreibt er, er begibt sich des Oefteren unter den Strich des Berliner Tageblattes, er schreibt in der „Aktion“, gemeinverständlich, lachend ohne in Krämpfe zu fallen, reimend ohne Anleihe bei der Börse und bei der Synagoge — welche Zurückhaltung ihn hoffentlich nicht in den Geruch des Antisemitismus bringt. (Wir sind so wie so schon schrecklich viel Antisemiten beisammen. Kerr ist einer, Wendel ist einer, Wilhelm Herzog ist einer, und ich bin auch einer. Leute, die ihn nicht gesehen haben, sagen sogar O. A. H. Schmitz nach, daß er einer sei —) Wir leben in einer gefährlichen Zeit!

Und sind lange nicht so vergnügt gewesen!

Wo ist die gute Laune?

Bei uns!

Wo ist die Courage?

Bei uns!

Wer springt hungrigen Magens zehn Kommerzienräten über die glatzköpfigen Bäuche?

Wir!

Wer nimmt es mit den Pfaffen der drei eingeführten Konfessionen und mit den Monisten zugleich auf?

Lassen wir ihm den Vortritt: Peter Scher.

„In der Stube saß der Paster
Gottfried Schmidt und räkelte
sich bei einer Pfeife Knaster
in dem Stuhl. Sie häkelte.

Lässig griff er nach dem Protes-
tantischen Pastorenblatte,
welches er im Dienste Gottes
zahlend abonniert hatte.“

Eins.

„In dem Kloster in der Zelle
birgt sich die Monistenseele.“

Zwei.

„Stauend stehn bedrückt und bitter
Kapuzin- und Jesuwiter.“

Drei.

„Denn mit Muttern, denn mit Kleinen
will sich nun der Mönch vereinen . . .“

Ulk? Ja, aber gekonnter Ulk. Liefe er selbst auf viel schwächeren Beinen, er wäre mir immer noch lieber, wäre immer noch wertvoller als die Propheten und Derwische ihrer eigenen Unfähigkeit. Zu einer Armee gehören viele Waffengattungen — und ihr träumt doch auch von einer Armee, die den Sturm von morgen wenn nicht selbst unternimmt, so doch vorbereitet?

Ob schwere oder leichte Reiter, wenn sie nur gute Soldaten sind. Der Peter Scher macht seine Sache gut.

Die Degen sind von verschiedener Größe. Die sie schwingen, haben mehr oder weniger Handgelenk, und nicht alle dasselbe. An

dem von Ernst Blauß baumelt ein kokettes Armband und verleiht seinem Gestus eine Anmut, die hoffentlich nicht fad wird. Der so begabte Paul Zech scheint schon in voller Deroute und im Begriff, sich zur Vollziehung eines Selbstmords auszustrecken. Sein Kopf liegt auf dem hervorragendsten Teile Ernst Lissauers, das Ohr dicht an der bürgerlich soliden Verdauungsmusik, die es da mit altpreußischen Märschen gemischt zu hören gibt. Den Rest seines irdischen Leibes hat er dem reizenden Stefan Zweig anvertraut. Sein Geist geht bereits im „Daheim“ um. Und das Ganze heißt „Das neue Pathos“.

Es scheint gut zu stehen um die beste Sache. Es gibt schon Ueberläufer.

Vorträge

Im Choralionsaal ließ ein feuersprühender Vortrag **F.-T. Marinettis**, des Erfinders, Begründers und Führers des Futurismus, ein beifallsfreudiges und überhaupt sehr heiteres Publikum wieder erkennen, daß jede, aber auch jede künstlerische Theorie richtig ist: für den, der sie aufstellt. Es sind bei Marinetti zwei Theorien zu unterscheiden: die allgemeine und die technische. In jener, im Sinne der künstlerischen Ethik also, erklärt er, daß die Literatur, die bisher die nachdenkliche Unbeweglichkeit, ja den Schlummer gepriesen habe, nunmehr die angreifende Bewegung, die fieberhafte Schlaflosigkeit, und, in Gefahrliebe, steter Energie und Tollkühnheit, den gefährlichen Sprung, die Ohrfeige, den Faustschlag zu besingen habe. Und vor allem die neue Göttin, die uns berauscht: die Schnelligkeit. Das Rennautomobil, das Flugzeug, der Krieg, der Anarchismus, Revolutionen und elektrisch überstrahlte Arsenale sind die Aufgaben des futuristischen Dichters, und ihnen zu genügen muß er in übergroßer Wärme zerbersten und sich verschwenden. Der heutige, der futuristische Dichter steht auf dem Gipfel der Zeiten; er soll nicht zurücksehen, Museen und Bibliotheken sind zu zerstören. Und alle Kunst heißt Kampf.

Das alles sind Worte, die in unsern Jahrhunderten in Revolutionen, Forderungen und Untersuchungen oft gesagt wurden. Auch Marinetti will ja gar nicht den neuen Dichter, den Futuristen, sondern den Dichter überhaupt, wenn er im Kampfe gegen die Bibliothek das Schaffen über den Genuß stellt, im Verdammen der Logik die schöpferische Energie anstelle des Intellekts fordert. Wann galt es nicht, daß der Dichter Wärme spenden müsse und Leidenschaft seine einzige Tugend sei? Daß er das eigenste Leben der Materie zu erfüllen und erzaubern habe? An alle dem, so leidenschaftlich, berauscht und berauschend es vorgetragen wurde, ist nichts Neues; auch die Schnelligkeit ist in allerhand Traum- und wirklichen Fahrten vor den Futuristen gedichtet worden.

Auf sie, die er bis zur Gleichzeitigkeit (man denke an Bewegungen der neuen Malerei!) steigert, gründet allein Marinetti seine technischen Vorschläge. Sie bezwecken eine ungeheure Vereinfachung der Sprache, die nicht Zeit haben soll, in abgewognen Sätzen die tausenden Erscheinungen nachzubilden. Das Verb ist nur im Infinitiv zulässig, Adjektiv und Adverb sind verboten, Interpunktion (o, man sollte doch ihre Zeichen vermehren!) fällt weg und wird von morgen an durch mathematische Wertzeichen ersetzt, Analogie (wird sie aber immer überzeugen?) verbindet die allein übrigbleibenden Hauptworte. Ich sagte es schon: auch diese Theorie ist richtig — für die Dichtung Marinettis selbst. Sein Temperament schleudert — pum pum tra tra — die Dinge, die er sagen will, gleich wertend, ohne Unterscheidungen und Stufungen heraus; wir ändern aber, nenne man uns dekadent neben diesem neuen Barbaren, müssen rhythmisieren, gliedern, wollen Melos und Steigerung. Diese Technik, der „Telegrammstil“, unsrer Dichtung

ebenfalls vor Marinetti bekannt, genügt nur drei Themen: dem Sausen und Zerplatzen des Motors, dem Zusammenprall der Schlacht, vielleicht der höchsten Wollust und dem Weltuntergang. Aber das Ankurbeln, Herr Marinetti, das Marschieren, und die Vorspiele und seligen Erschöpfungen der Liebe? Marinetti beschränkt weislich seine Themen; und in dem Stück seiner „Schlacht von Tripolis“, das er vortrug, wirkte freilich neben seiner Heftigkeit der Impetus seiner Technik. Daß er für andre Dinge bei unser aller Syntax bleibt, zeigten die von Resi Langer nach Else Hadwigers vollendeter Uebersetzung vorgetragenen futuristischen Dichtungen, die manchen schönen Vers und viele starke Bilder enthalten; nur eben nicht neu und nicht zukünftig sind. So wurden sie auch gesprochen; man dachte sogar an Mondschein und allerhand Dinge, die Marinetti, dessen dichterische Begabung weder seine Theorie noch seine Propaganda zerstört, tot oder verleugnet will.

Resi Langer hatte über das mit seltner Kenntnis und gleichem Geschmack zusammengestellte Programm ihres zweiten Vortragsabends „Schnurren und Grottesken“ geschrieben. Sie brachte für alle Möglichkeiten der Schnurre Beispiele: die idyllische Kopischs, einen derben Spaß Scheerbarts, die verbißne Grotteske Wedekinds, den ersten Unsinn Morgensterns; die selige sinnliche Heiterkeit von Holzens Flördeliese, den gleichmütigen Spott Peter Schers, zwei entzückend anstößige Renaissancegeschichten Will Vespers. Und die in ihrer Trockenheit und ihrem Rhythmus unsagbar drollige Geschichte des guten Känguruhs von Kipling, und gar noch Mynonas sehr welthaft ernste Erzählung vom zarten Riesen, und Alienbergs leise schmerzliche Worte von den beiden Zwillingen. Man mußte sehn, wie ihre Augen tief in den Ernst dieser kleinen Geschichte sahn, dann war noch tiefer zu erkennen, wie ihre Worte und zurückhaltenden Geberden jedes der Stücke anders, zu seiner eignen Bedeutung, gestalteten — mit Ausnahme vielleicht Kopischs, dessen Form sie nicht ganz herausbildete —, daß selbst schwer Eingängliches wie Mynonas Grotteske das Publikum hinriß. Resi Langer wußte auch die Tiefen dessen aufzuzeigen, was sie las; und sie gehört zu den Künstlern, deren Wirkung nicht zu Ende ist, wenn sie vom Podium treten.

Rudolf Leonhard.

Isadora Duncan

Nach zehn Jahren ein Wiedersehen in der Kurfürstenoper. Der Orpheus von Gluck war angekündigt, nachher wars wieder Chopin, Brahms, Schubert und leider Wagner. Zu den fünf Gedichten des Letzteren gurgelte hinter der Scene eine tzungenfehlerige Kammer-sängerin dunkle Worte. Und die Duncan, mit ihren prächtig gezähmten, ebenso prächtig Entrecôte-gefütterten Schenkeln, machte dazu schwere japanische Ringkämpferbewegungen, dann wieder, als hätte sie eine Lastgondel nach der Giudecca hinüber zu rudern. Erwarteter Beifall blieb peinlich aus. Gouvernantenhaftes Abtrippeln von der Scene. In dem von einem Bourdelle-Basrelief geschmückten Programmheft konnte man kluge und verzückte Worte von Auguste Rodin, Eugène Carrière, Hugo von Hofmannsthal über die Tänzerin lesen. Bei zwei Chopin-Walzern entsann man sich unbestimmt, sie vor Jahren einmal gesehen zu haben, und man kam nicht über das Rätselhafte hinweg, daß man jetzt als Kitsch empfand, dem man damals als etwas Neuem eitel Bewunderung entgegenbrachte. Wozu sicher einstmals auch der Triumph über den Bürger kam. Man schied schließlich mit gemischten Gefühlen, in einer Herzensfalte ein bisschen Dankbarkeit für diese Frau, die mehr Anregerin als Vollenderin war und die heute noch ihren überreifen Körper wie keine andere in künstlerischer Zucht hat. Dennoch — man soll Tänzerinnen nicht nach zehn Jahren wiedersehen. A. R. M.